

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrlov.

(Fortsetzung.)

In dem vornehmen Hause des berühmten Photographen Otter waren die Geschäfte bald erledigt.

Der Inhaber, ein freundlicher, alter Herr, der aber selbst nur noch dann in den Werkstätten erschien, wenn Fürsichtigkeiten zu Aufnahmen angemeldet waren, begrüßte Ruth freundlich, fragte nach ihren Sprachkenntnissen, machte ihr einige väterlich klingende Komplimente über Aussehen und schloß gleich einen Vertrag mit ihr, der vorläufig für ein Vierteljahr gelten sollte. Das Gehalt war ebenso hoch wie das, welches sie bei Weder, ungunsten Angebots, erhalten hatte. Und in Berlin durfte sie, wenn sie wollte, alles für sich verbrauchen, nachdem ihr Vater sich wohl oder übel entschlossen hatte, die Stellung bei Frau Sebius anzunehmen.

Arm in Arm verließen die jungen Damen das Haus. „Ich werde lange nicht soviel verbrauchen“, rief Ruth, „und ich kann meinem Vater jeden Monat noch eine Summe senden.“

Therese war von Franziska in die Eigentümlichkeiten des alten Stockton eingeweiht worden. Sie schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Das wäre vielleicht ein Fehler. So viel ich weiß, hat doch Ihr Vater sein Auskommen. Sparen Sie das, was Sie etwa erübrigen, für Notfälle auf; ich kann Ihnen sagen, nichts ist entsetzlicher, als wenn man zum Beispiel im Falle einer Krankheit ganz ohne eigene Mittel ist. Bei allem Respekt vor unserem Versicherungswesen muß ich Ihnen doch den deutlichen Rat geben: Werden Sie niemals krank; aber wenn Sie es werden, dann seien Sie froh, wenn Sie eine eigene, kleine Reserve haben! Auch für eine kurze Erholungsreise muß man stets ein paar Kröten beiseite legen. Denken Sie doch bloß an, welches Hochgefühl Sie erfüllen würde, wenn Sie das erste Mal auf eigene Kosten in die Alpen oder an die See gingen.“

„Ach, ich bin nicht so reiselustig“, murmelte Ruth, „drüben sind wir mehr als genug auf der Eisenbahn umhergerollt. Und von der See habe ich gleichfalls genug bekommen; denn wir kamen nicht auf einem Dampfer, sondern auf einem altmodischen und langsam fahrenden Segelschiff herüber. Aber sagen Sie, wo gehen wir denn eigentlich hin?“

„Zur Untergrundbahn — ein dummes Wort, nicht wahr? Wir haben es aus dem Englischen übernommen, aber es hat ja keinen richtigen Sinn; denn „Grund“ bedeutet bei uns doch nicht Erde, wie dort in dem mir überhaupt so unheimlich England. Warum sagen wir nicht einfach „Tiefbahn?“ Ach, mein liebes, geliebtes Berlin, und du, mein über alles geliebtes Vaterland, warum machst du immer, immer noch nicht ein so stolzes und eigenes Gesicht, wie du es doch wahrhaftig darfst?“

Thereses Wangen hatten sich gerötet und ihre großen dunklen Augen brannten, wie stets, wenn sie auf Deutschlands Größe und Deutschlands Schwäche zu sprechen kam. Aber schon fuhr sie lächelnd fort:

„Hier sind wir schon! Und nun verieten wir uns in den Schoß der Erde. In einer guten Viertelstunde atmen wir Waldluft.“

Sie flogen in den stillen, dunklen Schacht hinein, Ruth ganz voller Neugierde und Freude, wie ein Kind, das etwas besticht bekommt.

In der Heerstraße stiegen sie aus.

Scharen von Ausflüglern waren schon unterwegs; Therese kannte hier jeden Steg.

„Kolonne marsch!“ kommandierte sie, indem sie weit ausschritt und dabei den Hut abnahm, um ihn sofort mit einer Nadel am Kleide befestigt zu tragen. „Gleich werden wir hinaus sein aus der Menschenmenge, die ich nicht ausstehen kann. Und wenn das Glück gut ist, gelingt mir vielleicht eine Tieraufnahme mitten im Walde.“

Sie trug ein federleichtes Gestell aus Aluminium und einen Aufnahmeapparat. Ohne dieses berufliche Rüstzeug machte sie keinen größeren Spaziergang, auch ließ sie sich nie beim Tragen helfen und behauptete, diese Dinge seien ihr eine süße Last.

Ruth atmete tief und wohligh den Waldbesud ein. Wie wunderschön waren diese hochragenden Kiefern, die pinien-gleich gegen den tiefblauen Himmel abstachen. Quer durch die Forst wanderte Therese, die einen bei Frauen seltenen Orientierungssinn besaß. Bald wischte sich Laubwald zwischen die Nadelbölzer, das Gelände hob und senkte sich, kleinere und größere Seen tauchten auf und verschwanden wieder, und ganz vereinzelt nur begegnete ihnen ein Mensch.

„Sind Sie müde?“ fragte nach einer Stunde rüstigen und beinahe stummen Dahinschreitens Therese.

„Ach nein! Ich werde immer frischer. Welch eine Ueber-raschung ist das, so dicht bei Berlin solche herrliche Wald-dungen!“

Therese nickte; sie war befriedigt, daß sie eine so schweigsame Weggefährtin gefunden hatte. In der Regel schwahten ja die Menschen, wenn sie wanderten, das störte Therese jedesmal. „Der Wald spricht ganz allein“, dachte Therese, „was soll einem dabei das unnötige Reden der Leute?“

Eben jetzt blieb sie stehen und lauschte aufmerksam eine Weile. Sie hatte das leise Pfeifen eines Rehs gehört, und stellte lautlos ihren Apparat auf. Durch Zeichen verständigte sie Ruth, daß sie stehen bleiben und sich ganz ruhig verhalten müsse. Ein Haselgebüsch deckte sie beide gegen Süden hin. Von dorthin nahen sich wirklich drei Rehe, eine Rinde mit zwei Kälbchen.

Auf einem runden Rosenpfad, der fünfzig Meter weiter zwischen Birken und Buchen herüberleuchtete, hatte sich ein winziges Tümpelchen gebildet. Hier standen saftige Halme und Blumen, so recht ein Tisch voller Lederei für die Kleinen.

Therese richtete ihr Objektiv auf die reizende Gruppe.

Geficht, rasch, mit glühenden Wangen machte sie sich aus Berl. Alles lag so günstig wie möglich, die Verteilung von Licht und Schatten wie bestellt, der leichte Wind gegen sie, so daß die lieblichen Tiere keine Gefahr wittern konnten.

Ruth wagte kaum zu atmen. Mit halbgeöffnetem Munde karrte sie die Nase an; bergleichen hatte sie noch nie zuvor in der Freiheit erblickt.

Jetzt war das Bild aufgenommen, und Therese schob die Kasette hoch, um womöglich noch eine zweite Aufnahme zu erzielen. Aber es gelang nicht mehr. Das Muttertier hatte den schmalen Kopf sekundlang erhoben, gab einen kurzen Laut von sich, und in der nächsten Sekunde waren alle drei verschwunden.

„Ach!“ machte Ruth, „war das wundervoll!“

„Das sollt' ich meinen!“ rief Therese, die geradezu strahlend aussah. „Ich werde mir merken, daß Sie ein Glücksbringer sind. Schon zehnmal habe ich hier auf Wild gelauert, aber nie erhaschte ich einen solchen Moment. Uebrigens werden wir nunmehr königlich speisen, denn ich gedenke aus dieser reizenden Aufnahme güldenen Lohn zu ernten.“

Dabei schulterte sie schon wieder ihr Stativ und schritt querwaldein weiter.

„Aber Sie wissen doch noch nicht, ob alles gelungen ist,“ mahnte Ruth.

„Ach was, natürlich ist es gelungen! Erstens mißlingt mir selten etwas. Und dann muß man niemals am Erfolg zweifeln — niemals! Merken Sie sich das, Ruth. Sie sind zwar ebenfalls keine Pessimistin, aber die richtige dreiste Zuversicht haben Sie doch noch nicht. Sie kennen doch die Redewendung „dreist und gottesfürchtig“? Es liegt ein ungeheuer e r n s t e r Kern darin!“

„Ich verstehe. Es wird mir auch nicht schwer werden, mir dies alles, und was Sie mir sonst anraten, zu eigen zu machen. Sie und Franziska Sebins sind ja meine Leitsterne, so verschieden Sie auch sind.“

„Leistern — ich? Wann das Dufel Gustav Verber gehört hätte! Oder Frau Karoline Ulrich!“

„Einerei, was andere sagen, ich habe meine eigenen Meinungen. Uebrigens sprachen Sie bereits öfters von Frau Ulrich; ich bin schon ganz neugierig auf sie geworden; sie scheint mir unähnlich anderen Damen, die ich je kennen lernte.“

„Damen — das paßt schon eigentlich gar nicht. „Frau“, das ist der richtige Titel für Frau Ulrich, und es ist ja auch ein Ehrentitel ohne Gleichen. So wie ich mir kein höheres Lob denken kann, als wenn man von einem Manne sagt „ein ganzer Mann“, so ist es umgekehrt mit unserm Geschlecht doch auch. Dame? Das kann jede kleine Bieräffin auch sein!“

Verächtlich rechte Therese ihre Wallfurengestalt und schritt mächtiger aus, als wollte sie für ihre Person jeden Verdacht der üblen Damenhaftigkeit abwehren. Ruth amüsierte sich, und sie dachte an Kärvon, der ebenfalls einen Abscheu hatte vor allem, was auch nur entfernt an „Mache“ oder Geziertheit streifte.

Der Wald lichtete sich in der Ferne jetzt, und es blitzte etwas Helles, Blaues auf.

„Was ist das?“ rief Ruth. „Wasser etwa?“

„Ja, der Wannsee ist es. Dort werden wir speisen, und dann werden wir westlich weiter, an einer mir bekannten moosigen Stelle faulenzeln! Dierauf wandern wir noch bis nach Potsdam, falls Sie nicht müde sind, und von da fahren wir zurück nach Berlin. Ist es Ihnen so recht?“

„Ich bin Gast,“ erwiderte Ruth lustig, „und habe gar nichts zu sagen. Aber welche Ueberraschungen sind das heute für mich. Dieser himmlische, riesige Wald! Und dort das große Wasser! Und hohe Hügel! Wie ist es möglich, daß die Mark in der weiten Welt so verlästert wurde? Sie ist ja schön, wunderschön!“

„Ach, wundert Sie das? Meine geliebte Mark! Sie ist in der Tat von holdseliger Schönheit; aber die Leute stellen ewig B e r g l e i c h e an, daher ist sie in Mißkredit gekommen. Wenn einer aus Meran oder Bozen nach Hause kommt, dann natürlich erscheint solch eine Landschaft wie diese hier fast ärmlich. Ober Italien! Oder auch nur Thüringen oder das Riesengebirge oder der Harz — alle diese deutschen Berglandschaften sind freilich viel farbiger, abwechslungsreicher und blühender, als meine bescheidene Mark. Gibt es aber irgendwo sonst solche weißen, sandigen Abhänge, an denen es nach Pilzen duftet wie eben jetzt? Das ist der an Knoblauch erinnernde Moufferon, mit wirklichem Respekt zu melden, der aber aristokratisch fein gewürzig ist und von ausländischen

Küchenkünstlern dem Hammel- und anderen Braten gern beigegeben wird, sofern man nämlich des winzigen Pilzleins habhaft werden kann. Und dort in dem schmalen Wasserläuschen wimmelt es von Brunnenkresse, am Rande leuchten die erdzühdenden Bergföhneinicht, und hoch oben an den Halben breiten sich Ginster und Königskerzen, Rissen von Heidekraut und Thymian aus. Darüber die ritterlichen, gigantischen Kiefern mit ihren roten Stämmen und dem trohigen Wuchs, und dort unten der blaue Wannsee. O Welt — o Heimat — o Vaterland!“

Therese, die halb enthusiastisch und halb drollig gesprochen hatte, schwieg, weil ihr die Stimme versagte. Ruth blühte sie gerührt an. Welch ein starkes, warmes Herz mußte das sein, das solche feurige Vaterlandsliebe hegen konnte.

Sie kam sich plötzlich armfelig vor in ihrem internationalen Nichts. Der Vater hatte ihr ja nie die Wahrheit über seine Herkunft gesagt, und so ahnte sie nichts davon, daß auch in ihr mindestens zur Hälfte gutmärkisches Blut floss.

„Ich beneide Sie!“ murmelte sie nach einer Weile. „Ich möchte auch eine Heimat haben.“

„Wat nich is, kann noch wer'n“, antwortete Therese; „und jetzt haben wir einen prosaischen Hunger prima Sorte und werden den Kellner da drüben im Wirtshaus in Erstaunen setzen. Kommen Sie.“

Einige Minuten später saßen sie in einem hübschen Garten an einem der wenigen noch unbefestigten Tische. Hier in der Weinabteilung war alles auf einen etwas feineren Ton gestimmt, als tiefer unten in dem größeren Garten, wo an buntgedeckten Tischen Bier zum Essen getrunken wurde.

„Befehlen die Damen Menu oder à la carte?“ fragte der Kellner.

„Sie meinen Speisensfolge oder nach der Karte?“ verbesserte ihn Therese gleichmütig. „Ja, bringen Sie die Speisensfolge. Dazu eine halbe Forster Riesling, und zum Braten eine halbe Flasche Sekt — sehr kalt, hören Sie? Ja, Kupferberg Gold, meinestwegen. Es braucht nicht gehetzt zu werden, wir haben Zeit.“

„Sehr wohl, gnädige Frau,“ dienerte der Kellner, dem Therese wie allen seinesgleichen sogleich imponiert hatte.

Sie lehnte sich behaglich zurück, faltete die Hände und lächelte Ruth an.

„Dies also ist ein Ferien Sonntag der Berliner arbeitenden und gebildeten Klasse. Die ebenfalls arbeitenden und ungebildeten Klassen vergnügen sich mehr östlich und südlich von Berlin, auch rücken sie erst nach Tisch mit Muttern aus. Wir sind heute Schlemmer, von unserm bürgerlichen Standpunkt aus betrachtet. Aber ist es nicht nett?“

„Prachtvoll!“ rief Ruth. „Und wenn es Ihnen Spaß macht, so werde ich Ihnen nach Tisch etwas vorsingen, dort im Walde.“

„Das krönt das Ganze!“ schmunzelte Therese. „Ich habe nämlich schon durch Frau Tribaldi gehört, daß Sie ein Phänomen sind, doch wollte ich nicht neugierig erscheinen. Die Tribaldi sagte, Sie seien ein Mensch gewordener Kanarienvoller. Hat man jemals bergleichen gehört?“

„Sie hat recht,“ lachte Ruth, „ich fürchte, es wird dabei bleiben. Sobald ich Worte singen soll, mißlingen mir meine Sätze und Triller. Ich habe es ja Franziska außerdem schon gesagt — Künstlerblut habe ich ganz sicher nicht in mir.“

„Nun, es gibt auch Koloratur Sängerinnen, die nicht gerade darstellerische Genies sind. So etwas lernt sich — der alte Menzel hat behauptet, durch Fleiß allein sei er ein Maler geworden. — Das stimmt natürlich nicht.“

„Wollen Sie denn zur Bühne gehen?“

„Nein, ich habe nicht die geringste Lust dazu. Es war mehr Franziska, die meinte, ich müsse Kapital schlagen aus meiner allerdings sonderbaren Kehle.“

„Aberdings, sonderbar!“ wiederholte Therese. „Wahrlich, eitel sind Sie nicht!“

„Doch! Ich bin gerade so eitel wie alle andern jungen Mädchen und möchte nur so ungern von Ihnen überschätzt werden.“

„Sehen Sie wohl? Eitle Menschen lassen sich gar zu gern überschätzen. — Hilf Himmel, was kommt dort an!“

Therese hatte vom Eingang her einen Herrn erblickt, der zwar heute keine Samtjade, dafür aber einen weißen Sommeranzug und eine weichenblaue Kravatte trug. Der weiche, ibanische Hut sah ihm verwegen, allzu verwegen auf einem

Ohr, und darunter quoll das dunkle Gelock frei und kühn hervor.

„Der Herr Kirchner!“ murmelte Therese. „Amadeus Kirchner in Person. Mein Konkurrent. Ruth, ich hoffe zu Gott, daß er mich nicht etwa ansprechen wird.“

Aber sie hatte kaum ausgerebet, da näherte sich der lange, schlanke Konkurrent ihrem Tische.

Er strahlte. Er sah so glücklich aus, daß es unmöglich war, eine eiskalte Miene beizubehalten.

„Also doch endlich!“ rief er aus, vor Therese stehen bleibend und den Hut mit einer weiten, wagerecht ausladenden Bewegung in der Luft haltend. „Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben.“

„Das war sehr geistreich von Ihnen, Herr Kirchner,“ unterbrach ihn Therese. „Ich bin heute auch gar nicht hier anwesend. Was Sie hier sehen, ist keine Photographin, auch keine unlaute Wettbewerberin, sondern eine Privatperson, die sehr beschäftigt ist.“

„Ich sehe es,“ versetzte der Photograph, den hübsch gebackten Tisch mustern. „Aber trotzdem Sie auch heute wieder so sehr beschäftigt sind, werde ich nicht an Sinnestäuschungen. Ich sehe Sie vor mir, ganz deutlich, und ich werde Sie im Auge behalten, ob Sie wollen oder nicht.“

„Liebe Ruth,“ sprach Therese, „dieser Herr will mich im Auge behalten, haben Sie gehört. Daran kann ich ihn natürlich nicht hindern, da wir hier in einem Wirtsgarten sitzen. Aber ich brauche ihn doch wenigstens nicht im Auge zu behalten, wenn ich nicht mag. Also wollen Sie freundlichst den Platz mit mir wechseln?“

Ruth wußte nicht, was sie von der Sache halten sollte. Thereses Augen lächelten vor Uebermut, und sie schien nicht im Geringsten zu sprechen. Der junge Mann aber ward ganz bleich.

(Fortsetzung folgt.)

Das Urtheil des Osiris.

Nach einem ägyptischen Bapyrus.
Von Henrik Sienkiewicz.

Diese Fabel des nun verstorbenen polnischen Dichters ist ein politisches Märchen, dessen Wirklichkeitshintergrund man un schwer erraten kann. Wir geben es, als charakteristisch für die freiheitliche Gesinnung des Dichters und für seine scharf-ironische Art, in deutscher Uebersetzung wieder.

Die Schriftleitung.

Psumabudes, der erste Minister einer Dynastie, die vor Einwanderung des Hilloa regierte, war gestorben. Um seine Seele stritten sich zwei unsterbliche Geister so heftig, daß sie die himmlischen Götter mit lauem Lärm erfüllten. Zornig über diese Störung der heiligen Ruhe, berief der allmächtige Osiris die beiden zu sich und fragte:

„Wer seid Ihr denn, löcherlose Wesen, und wer ist der Sinder, den mein Habichtsauge zwischen Euch entdeckt? Warum erhebt Ihr solch ein Geschrei im Reich der Ruhe und zankt mit einander wie zwei Händlerinnen von Memphis?“

Und es erwiderte Heraus einer der Schatten:

„Allmächtiger, ich bin die unsterbliche Dummheit. Wie eine Ratier war ich stets um den hohen Würdenträger Psumabudes besorgt. Ich diktierte ihm jedes Wort und leitete alle seine Schritte. Nie wich ich von seiner Seite im Laufe seines langen Lebens, und er hielt sich seit an dem Saum meines Mantels. Da er sich stets durch eine unergänzliche Dummheit auszeichnete, so will ich seine Seele im Reich der Dummheit, das mir unterworfen ist, unterbringen.“

Osiris wandte sich an den anderen Schatten:

„Nest sprich du,“ sagte er, indem er eine Wage in die Hand nahm, um alle Gedanken, Worte und Taten zu wiegen.

„Ich, Allmächtiger — bin die unsterbliche Weisheit. Ich vermag es nicht zu widerlegen, daß der hochgestellte Psumabudes, der im Leben eine solch große Gewalt besaß, Dummheiten beging, die eines Fels würdig waren, aber vor allem handelte er unredlich. Wenn deine Milde es mir gestattet, so gebe ich dir tausend Beweise dafür, und die Dummheit wird sie nicht leugnen können.“

„Die Dummheit,“ rief der Allgötter, seinen göttlichen Stab erhebend, „kann zwar nichts schaffen, aber desto mehr zerstören. Was forderst du also?“

„Ich will diese Seele in das lüernerlose Land tragen, wo ich über die Seelen der Niederträchtigen herrsche.“

Kaum hatte die Gemeinheit das gesagt, so streckte sie ihre Hand nach Psumabudes aus, während die Dummheit ihn bei der andern Hand faßte. Beide Geister hielten den Atem an und warteten gespannt auf das Urtheil des Allgötters.

Dieser hobte sein Alerange in das Antlitz von Psumabudes,

Betrachtete ihn lange und sprach dann in erstem, ruhigem Ton: „Ich sehe, daß Ihr beide ein unbestreitbares Recht auf meine Seele habt. Meine Wage ist aber sehr schwierig, denn was du, Dummheit, auch sagen magst zu meiner Verewisführung, es wird immer dumm sein, ebenso wie die Behauptungen der Gemeinheit gemein und falsch sein müssen. Keinen von euch beiden kann ich glauben, und daher habe ich folgendes beschlossen: Ich rufe die Weisheit her, die alles ergründet und ahnt, und befehle ihr, mit klar und kurz das Leben von Psumabudes zu schildern und Gute Sache ins Licht zu stellen.“

„O, Allmächtiger,“ rief die Dummheit mit Entsetzen aus, „die Weisheit ist meine persönliche Feindin!“

„Aber du kannst mir glauben, daß sie eine eben solch persönliche Feindin der Schlechtigkeit ist.“

Mit diesen Worten gab Osiris ein Zeichen, daß die Weisheit erscheine. Sie kam und sprach mit feinem, mitleidigem Lächeln: „Ah, das ist der hohe Staatsmann, der mich aus Aegypten vertreiben ließ?“

„Zum Wohl des Vaterlandes ist es geschehen, auf mein Wort!“ sagte Psumabudes, der bisher geschwiegen hatte, zu seiner Rechtfertigung.

Osiris befahl ihm, still zu sein, und fragte die Weisheit: „Sage mir, war Dummheit oder Bosheit die Ursache deiner Verbannung?“

„Das eine wie das andere,“ lautete die Antwort. „Der Gerechtigkeit saßen zwei Schalen auf die Wage, welche an den Thron besetzt war. „Fahr fort,“ rief er der Weisheit zu, „damit wir genau hören, welcher von den beiden Schattan ein größeres Unrecht auf seine Seele hat.“

Von der Kindheit des hohen Würdenträgers beginnend, entrollte die Weisheit ein Bild seines Lebens, bis er das Ende seiner Erdenvollfahrt erreichte. Sie erzählte, wie er in den hohen Schulen von Theben lernte und für die Freiheit schwärmte, wie er dann, zu Amt und Würden gelangend, die Ideen seiner Jugend ins Gegentheil veränderte. Sie ließ erkennen, daß er alle Vorteile dem Beamtenamt in die Hände spielte, dazu unlaute, geheime Mittel anwandte und statt Gut und Blut der Untertanen zu schütten und zu häuten, beides unter Selbsttäuschungen dem Verderben preisgab.

„Hastest du nicht, daß er sich vornehmlich von der Schlechtigkeit leiten ließ?“ fragte Osiris, das Bäumlein an der Wage aufmerksam beobachtend.

„Gestatte mir, zu behaupten, Allwissender, daß die Dummheit, welche ihn beherrschte, größer war als die Pyramide von Cheope. Er wollte Aegypten groß und stark machen und vermochte nur, es zu schwächen und zu erniedrigen.“

„Verhält es sich so, dann muß das Bäumlein sich zur Dummheit wenden.“

„Säre, Allsehender, was ich noch sagen will: Psumabudes wurde der Verweser der Provinz im Norden, welche hauptsächlich von Konsiliern und Griechen bewohnt wird, und diese alle wollte er in Aegypten verwandeln. Sie durften ihre Muttersprache nicht sprechen und schreiben, ihrem Glauben nicht treu bleiben und ihre Schulen nicht fortführen. Jeder von ihnen sollte eine ägyptische Kopfbedeckung tragen; wer das nicht wollte, konnte sich nur durch Bestechung von diesem Zwang befreien.“

„Bestechung — das ist nicht dumm!“

„Galt ein, Gerechter, und lege diese Sünde nicht auf die Schale der Bosheit, denn die Bestechung gilt in Aegypten als eine Jahrhunderte alte Gepflogenheit und wird mit reinem Gewissen gegeben und genommen.“

„Das hätte ich freilich als ägyptischer Gott nicht vergessen sollen! wie hat er sich denn als Minister der Pharaonen verhalten?“

„Du weißt, Erhabener, daß das Land großer und gründlicher Reformen und kluger, begabter Männer bedurfte. Den letzteren war er aber gram, und er trug den kleinen Beamten auf, kleine und oberflächliche Reformen durchzuführen. Welch ein Herrbild Aegypten infolge dessen annehmen mußte, das vermag selbst ein beschränkter Erdgeborener zu begreifen.“

„Wohin das Bäumlein der Wage sich zu richten hat, das mag Ihis wissen,“ rief Osiris aus, während die Weisheit noch fortfuhr: „Er täuschte Pharaos durch die drohende Kunde eines Volksaufstandes und täuschte das Volk durch falsche Freiheitsversprechungen. Er war aber trotz alledem mehr dumm als boshaft, weil er sich für klug hielt und weil er es nicht lassen konnte, daß da, wo eheliche, schöpferische Handlungen erforderlich seien, mit Betrug allein nichts auszurichten sei.“

„Du hast recht, die Dummheit muß das Uebergewicht erlangen.“

„Nod, ein sei Erwähnt! Psumabudes sorgte in kurzfristiger Weise nur für seinen eigenen Vorteil. Er dachte gar nicht daran, daß Aegypten, Pharaos und er selbst mächtig, berühmt, beliebt und reich werden können, wenn er das Land klug und ehrlich verwalten würde.“

Die Schale an der Wage wogte sich hin und her. Negerlich warf Osiris sie fort, schloß die Augen, griff sich mit beiden Händen nach dem Haupt, und dann den hellen Blick wieder auf Psumabudes richtend, sprach er feierlich:

„Du siehst, daß selbst die Weisheit hier nicht Rat schaffen kann, aber Kraft meiner Allmacht zerschneide ich wie mit dem

Schwert der Pharaonen mit einem Wort den verwickeltesten Knoten, der aus Dummheit und Gemeinheit entstanden ist, und kündigt die an: Kehre zu mir Leben, zur Erde zurück! Bleibe dort bis aus Erde der Welt Minister der verschiedenen Pharaonen bei den verschiedenen Bölkern und werde dich durch Befehle, Schläuchen und Widerrufe. ... Am Ende aller Tage wird man leichter durchschauen, ob du den Titel eines Heils oder eines Verträgers für dich in Anspruch nehmen darfst. Dann werde ich wissen, welchem dieser beiden Schatten ich dich zum ewigen Besten auszuliefern habe."

Mit diesen Worten sahob Oiris Hinnabudes der himmlischen Treppe zu und versetzte ihm noch einen fräntigen Stoß mit seinem göttlichen Fuß, damit er schneller zur Erde zurückkehre.

Tiefe Stille herrschte wieder in den himmlischen Gefilden, aber dafür bereitete Neuhypen dem auferstandenen Staatsverwalter laute Huldigungen, und an den Worten des Paradieses waren die vielstimmigen Muse zu hören: „Hinnabudes, o Hinnabudes!"

Die Weisheit konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren.

(Deutsch von Marie Behmerin.)

Vermischtes.

* Die „Ortszeit“. Zuerst gab es nur die mitteleuropäische und die westeuropäische Zeit, dann folgte der Krieg der sogenannten Sommerzeit hinan, und jetzt hat der Eigensinn der Bürgerschaft des französischen Südtiens Chevilly die Reihe der Zeitbestimmungen noch um eine besondere „Ortszeit“ vermehrt. Als nämlich in Chevilly laut Ministerialerlass die Sommerzeit eingeführt werden sollte, kam es zu einem heftigen Streit zwischen der Gemeindeverwaltung und den über die Neuernng aufgebrachten Bürgern. Endlich kam eine Einigung zustande, die des weißen Salons würdig gewesen wäre, man führte nämlich die Ortszeit von Chevilly ein, nach welcher die Uhren in der Gemeinde nicht um eine Stunde, sondern — im Gegensatz zum übrigen Frankreich — nur um 30 Minuten vorgezogen wurden. Die französische Regierung hofft aber, daß es bei dieser einen „Ortszeit“ bleiben wird, da sonst, nach der Zahl der französischen Gemeinden, überhaupt jede richtige Zeitbestimmung unmöglich werden würde.

* Wo hat das Hunger- und das Durstgefühl seinen Sitz? Die nächstliegende Antwort auf diese Frage: im Magen, ist falsch. Neuere Forschungen, über die der „Prometheus“ berichtet, haben vielmehr festgestellt, daß die oberen Teile der Speiseröhre es sind, in denen der Sitz des Hunger- und Durstgefühles zu finden ist. Versuchs haben nämlich gezeigt, daß die Einbringung von Kokainlösung in Rachen und Speiseröhre eines hungrigen Menschen das Hunger- und Durstgefühl zum Schwanden bringen; dieser konnte daraufhin 5 Tage und 6 Nächte lang durch nichts dazu gebracht werden, irgendwelche Nahrung und Flüssigkeit zu sich zu nehmen, woraus man schloß, daß das Kokain den Hunger und den Durst vollständig ertötet hatte. Diese Beobachtung erklärt auch die allbekannte Wirkung des Kausus von Blättern der Kokapflanze, die viele Reisende bei Naturvölkern kennen gelernt haben: der Kokaingehalt wirkt auf Rachen und Speiseröhre ja raubend, daß Hunger und Durstgefühle erstikt werden. Die gleiche Wirkung wie dem Kokain kommt auch dem Nikotin zu. Es ist eine alte Erfahrung, daß man sich durch Rauchen das Durstgefühl auf längere Zeit vertreiben kann. Soldaten auf den Wachen oder in der Stellung, deren Verpflegung auf sich warten läßt, halten daher leichter ohne Nahrung aus, wenn sie rauchen.

* Entlassung von Kleidungsstücken durch Ameisen. Die „Stressleurs Militärblatt“ mitteilt, werden verlauste Mäntel- und Wädestücke, Strümpfe, Hantsappen usw. am schnellsten und billigsten dadurch entlast, daß man die Stücke auf einen Ameisenhaufen legt. Die Wirkung ist einfach verblüffend: die fleißigen Ameisen besorgen die Entlastung viel rascher und einwandfreier, als das mit andern Mittel möglich ist. Die von den Schmarogern befreiten Wädestücke werden dann einfach mit kaltem Wasser und Seife gewaschen. Trotzdem halten ihnen dann immer noch genügend von der durch die Ameisen zurückgelassenen scharfen Säure an, um eine Wiederverlaftung für längere Zeit zu verhindern.

* Sarah Bernhardt, die Göttin des Hofes. Sarah Bernhardt, die in New York wieder einmal fast totgejagt war, soll jetzt vollkommen genesen sein und gleich die ersten Stunden der Gesundheit zu einem politischen Hauptkenntnis verwandt haben. Dem ersten amerikanischen Berichtstatter, der sie um eine Unterredung bat, erklärte sie nämlich mit „dramatischer“ Stimme: „Ich möchte jeden dieser Männer, die sich Franzosen nennen und trotzdem nach Stockholm gehen wollen, persönlich niederschlagen. Frankreich muß kämpfen, solange überhaupt noch ein Mann auf den Beinen steht. Wir Frauen aber müssen unseren Kindern und Kindeskindern ewigen Haß gegen die Barbaren einimpfen.“ „L'oeuvre“ bemerkt hierzu ironisch, daß diese Erklärung Sarah Bernhardts sicherlich die Haltung der französischen Regierung bestimmen und ganz Deutschland erzittern lassen werden.

Büchertisch.

— Hochland, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Ruth. Jos. Köstliche Buchhandlung, Kempten und München. Vierteljährlich 4,50 Mk. — Inhalt des Juni-Heftes: Rationalismus. Von Hermann Bafsa. — Der Hofstab. Erzählung von Peter Böcker. — Das erste Jahrhundert deutscher Jesuitengeschichte. Von Dr. Luzian Pfleger. — Die jüngste Frauenfrage. Von Elisabeth Gnaud-Wähne. — Elisabeth Gnaud-Wähne. Von Professor Dr. Ernst Witte. — Kleine Baukeine: Die Frühbeere. Von Medizinalrat Dr. Joseph Graf. — Kritik: Vom sozialpolitischen zum weltgeschichtlichen Denken. Von Firmin Coar. — Neue Romane. Von Franz Derwig. — Rundschau: Kriegsbetrachtung. Charles Béguin. Das Deutschum im Ausland. Berliner Theater. Ein Münsterländer Künstler. — Neues vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeilage.

— Note Linte weg! Skizzen und kleine Berichte aus dem Kriegs- und Friedensleben der Schule von Johannes Gebhardt. Mit 23 Bildern und 1 Karte. VIII, 160 Seiten. Verlag der Dürschschen Buchhandlung in Leipzig. Preis 1 Mk.

— Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit. Von Luise Nöring. 177 Seiten. Gebestet 3,60, gebunden 4,20 Mk. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1917.

— Das deutsche Volkslied. Hilfsbüchlein für den deutschen Unterricht. Von Dr. O. Böckel. 103 Seiten. Gebestet 80 Pf. (Deutschnationale Bücherei) Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1917.

— Mir? oder Mich? Leitfaden zum Gebrauch der Wörter. Ein Lehr- und Uebungsbuch für den Selbstunterricht. Gemeinlich bearbeitet von R. Ernst. — Verlag: L. Schwarz & Comp., Berlin W. 14, Dresdener Str. 80. Preis 1,25 Mk.

— Der Völkerring. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. E. H. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 127/128, Preis je 40 Pf.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Gemahlene Graupensuppe: (4 Personen.) 4 flache Eßlöffel gemahlene Graupen werden mit 1 1/2 Liter kaltem Wasser angerührt (am besten 1/2 Stunde stehen gelassen), 1/2 Stunde gekocht und gefalzen. Vorher eingeweichtes Dörrcobl mitgekocht, schmeckt sehr gut. — Zu süßer Graupensuppe nimmt man 2 flache Eßlöffel Zucker, 1 Stück Zitronenschale oder Zimt und eine Prise Salz.

Einfacher Kirschpudding: 500 Gramm Brot, abgekochenes, schneidet man in große Würfel, 750 Gramm Kirichen entsteint man und schichtet diese beiden Zutaten abwechselnd in eine gut vorgeordnete Puddingsform, wobei man die Kirichen mit Zucker bestreut. 1/2—3/4 Liter Magermilch verquirlt man mit einem ganzen Ei, 30 Gramm feinem Zucker, etwas Salz und abgeriebener Zitronenschale, gießt dies langsam über die eingeschichteten Zutaten und läßt sie mindestens 2 Stunden damit durchziehen. Man kocht darauf den Pudding 1 1/2 Stunde, köhrt ihn und gibt eine warme Vanilleessenz (aus Vanillenarkenspulver) dazu.

Daserlökentlöse (ausgeboden): 1/2 Pfund Daserlökent, 1 Liter Wasser, 40 Gramm Fett, 1 Ei, 1 kleine Zwiebel, 1 Prise Salz. Daserlökent mit kaltem Wasser zerkleinern und zu heißem Brei kochen, die feingehackten Zwiebeln in Fett rösten, neßt Salz und Ei dazu, und etwas aufquellen lassen. Dann mit einem heißen Löffel ausgeklohen. Sauce oder Zwiebelstücke dazu.

Ein ausgezeichnetes Erfrischungsgetränk wird wie folgt bereitet: 10—12 Holunderblüten, 7 Liter Wasser, 1 Zitronen in Scheiben geschnitten, 1/2 Liter Essig, 2 Pfund Zucker stellt man, am besten in einem Glas, einen Tag an die Sonne, siebt die Flüssigkeit durch ein Tuch und füllt sie in Flaschen. Man kann Bier- oder Spiritusflaschen nehmen. Andere Flaschen müssen sehr gut verkorft werden. Das Getränk ist genießbar, wenn es zu kühlen anfängt.

Magisches Zahlenquadrat.

•				
		•		
•		•	•	
			•	

Die Zahlen von 4 bis 28 sind in die Felder des Quadrats derart einzutragen, daß jede senkrechte, jede wagerechte jede der beiden Querreihen von Ecke zu Ecke, sowie die 5 mittelften Felder jedesmal die Summe von 80 ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Gleichlangsherje in voriger Nummer:

- 1. Gas, Gau, gab; 2. Hans, Daus, Dals; 3. wegen, Wogen, wagen;
- 4. Hirt, Dirn; 5. Gang, Gaus.